

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Sterne und Blumen. 1881-1925 1904**

30 (24.7.1904)

# Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Nr. 30.

Sonntag, den 24. Juli.

1904.

## Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mit einer Handbewegung wies Sella das Papier zurück, welches Lechamps ihr entgegenhielt. „Und meine Mutter, was soll aus ihr werden?“ fragte sie fast ironisch; „wollen Sie vielleicht hier bleiben und ihr Stütze sein?“

„Deine Mutter geht mit Dir!“ rief Frau Martensen mit fast jugendlicher Lebendigkeit; „ja fort von diesem Ort, der zur Hölle ward für uns beide! O, Niels Gardberg, wahr sprachst Du, als Du mein betörtes Kind warntest vor dem Fremden Lockung: „Sella, Du gehst in Dein Verderben!“

Und zufällig wie damals, als er in eifersüchtiger Regung dem Baron Felix in das Haus der Geliebten folgte, erschien auch in diesem Augenblick die kräftige Gestalt des Seemanns auf der Schwelle des Zimmers. Ernst und Trauer lagerten sich auf seinem gutmütigen Antlitz.

„Sella,“ sagte er, so weich es ihm möglich, „gute Sella, gute Mutter Martensen.“

Beide Hände streckte ihm die junge Frau entgegen und sank fast auf die Knie vor dem Seemann, der sie sanft aufhob und die Hand der Mutter mit innigem Druck erfaßte.

„Alles weiß ich, Kind, alles. Der schändliche Mann liebt Dich nicht mehr, Dein Leben an seiner Seite würde doch ein elendes gewesen sein, auch ohne seinen doppelten Verrat. Nimmer sollst Du ihn wiedersehen; daß er das Lächeln seines Sohnes entbehrt, sei seine Strafe. — Höre mich an,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „und auch Ihr, Mutter Martensen, hört mich. Um der Heimat Ade zu sagen, wohl ein ewiges Ade, kam ich noch einmal hierher. Ein kinderloser Verwandter im Innern des südlichen Amerika setzte mich zu seinem Erben ein. Dorthin begeben sich morgen in der Frühe. Das Schiff dort vor Anker, nach New-York bestimmt, steht unter meinem Befehl, ein anderer wird es heimführen, ich eile von New-York dem Ort meiner neuen Bestimmung zu. Dorthin sollt Ihr mit mir, Du, die Mutter und Dein Kind. Fürchte nicht, daß jemals ein Wort

von mir Dein Ohr erreicht, das Dich bereuen lassen könnte, meine Bitte erfüllt zu haben,“ setzte er lebhaft hinzu, da er Sellas Erregung sah; „ich bedarf ja eines weiblichen Wesens zur Uebersicht meines Haushalts, ich habe ja nur Gewinn, nicht Du; — aber vergönne mir, daß ich Deinem Sohn ein treuer Pfleger sein und ihm das Eine lehren darf, was ich — mehr ist's auch nicht — selber weiß, nämlich ehrlich zu sein und treu, — gewiß Sella, er wird glücklicher sein als wir.“

Sella verbarg ihr Haupt in den Händen; dann aber trat sie vor den Stuhl der Mutter und ließ sich vor ihr nieder.

„Mutter,“ sagte sie leise, „Mutter entscheide Du, ich habe keine Wünsche mehr, keine Meinung.“

„Und ich entscheide,“ erwiderte Frau Martensen feierlich, „nicht zum zweiten Male soll Dein guter Engel Dir hilfreich nahen und, zurückgewiesen, von uns scheiden. Ja, Niels Gardberg, in unserem tiefen Elend nehmen wir Deinen Beistand an. Segen über Dich — Segen!“

„O, Dank, tausend Dank!“ rief Niels beinahe freudig, während Edelmann und Kammerdiener einen Blick des Triumphes wechselten.

„So bereitet Euch zur Abreise vor. Nimmer betreten wir Europa wieder!“ fuhr der Seemann in der Ueberreizung seines Gefühls fort. „Mag jener Glende Weib und Kind vergessen und Todjünde auf Todjünde häufen. Mit Tagesgrauen verlassen wir also die Hallig. Die beiden Herren wollen bis übermorgen hier verweilen, wo ein nach Hamburg bestimmtes Schiff das hier passiert, sie mitnimmt. Mögen

die Halligleute denken, er, den ich nicht nennen will, habe nach Euch verlangt.“

Der Better des Barons erhob sich wieder. Lechamps folgte seinem Beispiel. „Das scheint mir ein verständiger Plan,“ sagte ersterer, „und es bleibt uns somit nichts übrig, als Abschied zu nehmen von Ihnen, teure Kusine, — ja, so nenne ich Sie. Meine Aufgabe ist erfüllt, nachdem ich Ihnen dies Papier überreiche, das Ihre Zukunft —“



Das am 13. Juni 1904 enthüllte Denkmal auf dem neuen Ehrengrabe von Johann Strauß Vater im Wiener Zentralfriedhof.

Mit heftiger Bewegung zerriß Sella das ihr überreichte Dokument in zwei Hälften, die sie achtlos zu Boden sinken ließ.

„Und böte mir nicht das Haus des treuesten der Freunde eine Zuflucht,“ sagte sie, — „diese Hände sollten eher Schwierigkeiten bedecken, eher erlahmen in herber Arbeit, meinem Kinde und meiner Mutter Brot zu gewinnen, ehe ich einen Heller des Blutgeldes nähme, das Verrat mir bietet. Und nun gönnen Sie uns, allein zu sein in unserem Elend — Kraft zu sammeln, um alles Weh zu tragen, das diese Stunde über uns gebracht.“

Herr von Herbach und Lechamps machten sich zum Aufbruch bereit.

„Und soll auch ich gehen?“ fragte Niels traurig. „Darf ich nicht zu Euch reden von kommenden, vielleicht besseren Tagen?“

„Auch Du, treuer Freund,“ erwiderte Sella, dem Seemann die Hand reichend; „bis morgen, Niels, wenn alles bereit, Du sollst nicht auf uns harren.“

Niels seufzte. „Sei es denn,“ sagte er, den Herren folgend, „die sich mit stumm gegebenem und empfangenem Gruß entfernten.“

Ein Wirtshaus gab es nicht auf der Hallig; dort weilende Fremde waren auf die Gastlichkeit der Bewohner angewiesen; im Hause des Geistlichen, der einst dem Vetter ein Unterkommen gewährte, hatten auch Herr von Herbach und Lechamps ein solches gefunden, und sie schritten demselben zu, nachdem sie sich von Niels getrennt hatten.

„Ach möchte jubeln!“ wandte sich der Edelmann unterwegs an seinen Begleiter, „möchte es den verschwiegenen Wellen zuschreien: mein das Majorat von Waldenow, mein all das Glück, das Reichtum der dürstenden Seele darzubieten vermag. Felix' Gesundheit ist zerrüttet, die Kunde, die ich ihm bringe, wird ihn vollends niederschmettern; ich werde mit ihm reisen, bald hier, bald dorthin, seine Spur muß verschwinden; denn über Nacht könnte dem Niels, dem plumpen Seeteufel, doch einmal ein vernünftiger Gedanke kommen. Es bleibt uns nur noch eins übrig, das vermaledeite Blatt aus dem Kirchenbuch zu entfernen, das die Vermählung meines Veters bezeugt; den früher ausgestellten Trauschein händigte Waldenow mir ein, ihn bei anderen Dokumenten zu verwahren.“

„Für das Verschwinden des Wisches aus dem Kirchenbuch lassen Sie mich sorgen, gnädiger Herr,“ erwiderte der Kammerdiener; „nicht umsonst steht die Kirche auch zur nächtlichen Stunde offen. Diebe scheint man hier nicht zu fürchten, zudem dürfte es eine dunkle, stürmische Nacht werden; sehen Sie nur, wie eigentümlich sich der Himmel bezieht. Ich fürchte, wir erleben hier einen Sturm.“

Der Edelmann blickte zum Horizont empor. In Südwesten stand noch die Sonne, aber alle ihre Strahlen schienen sich nach oben zu werfen, ein dunkles Gewölk war unter ihr hervorgetreten, dessen Rand in gelbgrauen Farben spielte, — ganz in der Ferne aber zeigten sich schwere, schwarze Wolkenmassen, die langsam vorrückten, Zoll um Zoll, und das Meer unter ihnen bäumte sich ungeberdig auf, wie in Erwartung des Kommenden; hin und wieder rauschte auch ein stärkerer Luftstrom über die Wellen. Plötzlich blieb Herbach stehen und deutete in die Ferne. „Sieh doch, Lechamps — wahrhaftig — er ist es — Leo Barfeld! — der Freund Hermann Leisenbergs. Wir glaubten ihn tot oder verschollen, doch — er darf uns nicht sehen, nichts von unserer Anwesenheit erfahren, wenigstens nicht eher, als bis die Weiber glücklich entfernt sind. Er hat das Zeug dazu, unsere Pläne zu durchschauen. Ueberdies möchte ich ihm nicht gern begegnen; ich liebe aufregende Szenen nicht. Also hier, hier der gefeierte Gesellschafter, der Liebling der Damen, hier unter Robben und Seehunden; ich weiß nicht, soll ich dies Ende komisch oder tragisch finden?“

Lachend betrat er das Pfarrhaus, in dem ihnen angewiesenen Zimmer setzten Herr und Diener ihre Unterhaltung fort. —

Nacht war es geworden; mit lindem Flügelschlag hatte sich der Schlaf zur Erde gesenkt und streute seine Gabe aus über Hütte und Palast; auch über die Hallig war er gegangen, mit milder Hand Vergessen den gramgefüllten Seelen der Leidenden bietend; selbst die alte Mutter schlief und auch Sella auf dem Lager neben der Wiege ihres Kindes.

Nur draußen in der Werkstatt der Elemente schlief nichts, das Meer nicht, das höher und höher schwellt, und der Wind nicht, der stärker und stärker blies, daß das leicht gebaute Häuschen der Witwe Martensen vor seinem Angriff erbebt.

Es war kaum 11 Uhr des Abends, und erst um die zweite Morgenstunde würde die Flut sich wieder nahen; aber heute Abend schon wälzten sich Ströme Wassers vom Meere her in breiten vollen Wogen, schäumend und rauschend; sie rollten dahin über die Hallig, sie stiegen höher, jedes Haus in ihren Gürtel einschließend, und wehe der Werke, deren Zustand nicht stark genug war, ihnen Troß zu bieten.

Sella erwachte zuerst vom Pochen und Stürmen an den Mauern. Erschreckt fuhr sie empor und eilte ans Fenster. Durch zerrissenes Gewölk warf ein fahles Mondlicht seine Strahlen auf die Hallig. So weit der jungen Frau Auge reichte, staute sich Wasser, nichts als Wasser, das schon beinahe bis zu den kleinen Scheiben gestiegen war, hinter denen sie stand. Schon trieb hier und dort ein leichter Gegenstand, wahrscheinlich von der Heftigkeit des Wassers aus Wohnungen entführt, auf der Oberfläche, und im nächsten Augenblick rann es auch in ihr Stübchen. Das Element drängte sich mit dräuender Gewalt ein. Es quirkte und schäumte höher auf.

Sella riß ihr Kind aus der Wiege und eilte an das Lager der schlafenden Mutter.

„Mutter, Mutter, die Wasser kommen — wir müssen zum Boden hinauf!“

Dieser Ruf scheuchte die Schlummernde empor. Stärker als die Worte Sellas überzeugten sie die Donnerschläge an der Tür von der drohenden Gefahr. Rasch erhob sie sich und hüllte sich mit ihrer Tochter Hilfe in einen warmen Mantel, während eine Decke dem Knaben auf Sellas Arm gegen Kälte und Wasser zum Schutz gegeben wurde. Dann öffnete die junge Frau vorsichtig die Tür; aber mit lautem Schrei prallte sie zurück, denn — mit unwiderstehlicher Macht flutete es herein, und nun ein Stoß und noch einer — das Haus bebte und wankte unter ihren Füßen. Bald drang das schäumende Seewasser auch durch die Fenster — überall Wasser — überall gleiche Not, gleiches Elend; — da trieb ein Balken vor Sellas Blicken, ein Halbdach schleppte hinter ihm, aus ihm ertönten Klagerufe — ein Ehepaar glitt auf den Trümmern ihres Hauses dem sicheren Grabe entgegen.

„Mutter,“ — Sellas Stimme klang fast freudig —

„Mutter, alles Weh, alles Leid hat ein Ende — wir sterben!“

Fest preßte sie ihr Kind an ihre Brust, mit dem andern Arm umschlang sie die still betende Mutter. —

Die Hallig bot ein Bild dar, wie es sich schauriger die kühnste Phantasie nicht zu malen vermag, und doch ist, was hier dem Leser angedeutet wird, kein bloßes Gebilde, sondern der schwache Versuch, wirkliche Erlebnisse in Umrissen zu gestalten.

Die in jener schrecklichen Nacht aus dem Schlaf gescheuchten Bewohner flüchteten sich und ihre Habe zu den höchsten Teilen ihrer Häuser, während in den unteren Räumen die Wasser mit dem Eigentum schalteten — ein Wogenmeer, so weit das Auge reichte und in ihm Trümmer, Menschen, die in jammender Verzweiflung dahin trieben, und darüberhin das Brausen der empörten See stärker als Donnererschall, das Krachen der hier und dort einstürzenden Häuser überlönend. Durch die dahinjagenden Wolken blickte des Mondes Scheibe, als müßte er leuchten zum Werk der Zerstörung und den Augen der Unglücklichen den ganzen Anblick des Entsetzlichen offenbaren.

Da schwankte, von einem einzelnen Ruderer geleitet, ein Kahn durch den Wogenschwalm und suchte sich dem Hause der Witve zu nähern. Niels Gardberg war der Führer des Fahrzeugs, der sein Leben einsetzte, das jener zu retten, die seinem Herzen nahe standen.

Schon glaubte er sich am Ziel, schon glaubte er durch das Wasser die Gestalt Sellas zu erkennen, da dröhnte und krachte es vor ihm, — ein Aufschrei des Entsetzens entwand sich seiner Brust — er sah, wie die ihm zugewandte Seite des Häuschens sich neigte — tief und tiefer, ein doppelter Angstruf drang zu ihm — dann brach das Haus der Witve zusammen — drei Menschen unter sich begrabend; brausend schossen die Fluten darüber hin. Wie gebrochen, sank Niels zusammen. Was kümmerte ihn noch der Kampf um das Leben, mochten jetzt die Wogen Schiffer und Kahn vernichten! Willenlos ward das Fahrzeug dahingeschleudert; die Wogen schienen

mit dem Opfer, das sie verschlingen würden, erst noch spielen zu wollen.

Da drang ganz in der Nähe des Bootes ein seltsamer, feiner, gurgelnder Ton durch das Wogengelärm. Niels blickte um sich — es trieb ein kleiner heller Ballen auf den Wellen. Der Seemann konnte den Gegenstand fassen; er zieht denselben empor: es war ein Kind in eine Decke gehüllt — es war Hellas Kind, das er wie durch ein Wunder aus dem Wasser gefischt, und das Knäblein lebte noch, es atmete.

Das Herz wollte dem Seemann brechen vor Jubel und Wehmut zugleich. Sorgsam legte er den weinenden Knaben auf den Boden des Rahns nieder, dann griff er mit erneuter Kraft zum Ruder.

„Ich verstehe Dich, Allmächtiger, und Dein Walten,“ — sagte er mit gehobener Stimme, „leben soll ich, dieses Kindes halber leben, das Du mir in die Arme legst, wie ein mir anzuvertrauendes Pfand: es soll das meine sein; sein Vater verleugnet es, seine Mutter deckt das Wogengrab, tot sei der Knabe für die Welt, nur nicht für mich — ich will ihn auferziehen, wie ich's Hella versprach; gedeihen soll er in der Luft des freien Landes; Keiner ahne, welsch kostbares Pfand mir das Grab alles Lebenden zurückgegeben — und, Du Gott, lenke Du meinen Arm und stärke meine Sehnen dieses schuldlosen Wesens halber, das zu retten Du mich erkoren!“

Eine halbe Stunde später trat der Kammerdiener Lechamps zu seinem Herrn, der, zitternd für sein Leben, sich in die höchste Bodenkammer des Pfarrhauses geflüchtet hatte, dessen untere Räume bereits ebenfalls mit Wasser gefüllt waren. „Eine Nachricht von Wichtigkeit, gnädigster Herr,“

meldete er. „Die Gefahr ist vorüber, die Wasser verlaufen sich; aber es ist viel Unheil geschehen, die Kirche, alt und baufällig, konnte dem Andrang der Wellen nicht widerstehen, mit ihr ward natürlich auch das Kirchenbuch vernichtet. — Das furchtbare Element spart mir die Arbeit.“

„Fürwahr, das Schicksal begünstigt mich,“ meinte der Edelmann lachend, „es wäre mir noch lieber, erführe ich, daß Mutter und Tochter nebst dem kleinen Sprößling sich an den Altar geflüchtet, es wäre immer sicherer, Lechamps.“

„Wenn es nichts weiter ist, — auch diesen Wunsch erfüllte Ihnen das Geschick; die ganze Familie liegt unter den Trümmern des Hauses begraben, und der Baron Felix hat weder Gattin mehr noch Kind; und nur noch seinen Better Waldemar von Herbach, der bald Majoratsherr sein wird auf Waldenow.“

Der Edelmann wechselte doch die Farbe bei dieser Nachricht. „Lechamps, das ist ein furchtbares Ende — aber von wem weißt Du —?“

„Von Niels Gardberg, dem ein Versuch, den Unglücklichen Rettung zu bringen, fast selbst das Leben gekostet hätte, und der die ganze Familie vor seinen Augen versinken sah; erschöpft kam er eben ins Pfarrhaus, um hier seine Hilfe anzubieten; morgen mit dem frühesten will er fort auf Nimmerwiedersehen.“

„Und übermorgen kehren wir nach Haus zurück, um dem Herrn Better statt Kind und Gattin die Todeskunde beider zu überbringen. — Lechamps, dieser glückliche Zufall vermindert meine Dankbarkeit nicht, die ich für Dich hege.“

„Und die mir zum Lohn ein Kapital versprach, in einer fremden Stadt ein eigenes Geschäft zu begründen; ich bin es müde, Diener zu sein!“ (Fortsetzung folgt.)

## Zum Feste der heiligen Anna.

(Nachdruck verboten.)

Zu Deiner friedlichen Kapelle  
Am tausendjährigen Rosenstrauch  
Leht' ich in früher Morgenhelle  
Die Schritte heut' nach frommem Brauch.

Wo von des Kreuzgangs Doppelgängen  
Der Annenfriedhof wird begrenzt,  
Wo über hehren Glockenklingen  
Des Domes gold'ne Kuppe glänzt;

Wo ungestört in grünen Zweigen  
Sein Gotteslob das Vöglein singt,  
Und sich im Auf- und Niedersteigen  
Der Schmetterling zur Blüte schwingt:

Gildesheim.

Da steht geöffnet die Kapelle,  
Ich seh' der teuren Heil'gen Bild:  
Aufschaut der Blick Mariens helle  
Zur Mutter Anna lieb und mild.

Und wie im heil'gen Bund der Dritte,  
Schwebt bei der Wandlung Glockenton  
In Brotsgestalt auf Altars Mitte  
Vom Himmel her der Jungfrau Sohn!

Dein heil'g Bild zu Drei'n nun winket  
In Huld und Liebe treu uns zu;  
Wo da ein Aug' in Tränen blinket,  
Das, heilige Anna, trockenst Du.

Ich weihe Dir zum Namensfeste  
Mit meiner Lieb' ein Kränzelein;  
Gewunden auf das allerbeste  
Soll es Euch Drei'n gewidmet sein:

Die Lilie Deinem heil'gen Kinde,  
Der Jungfrau Gottesmutter rein;  
Das rote Rosen-Dorngewinde  
Dem Himmelsknaben zart und klein!

Dir aber, heil'ge Anna, spende  
Ich Blümchen, blau wie Himmelslicht:  
Und leg' in Deine Mutterhände  
Ein bittendes Vergißmeinnicht!

Anna Koch.

## Bildhauer Joseph Limburg.

(Hierzu drei Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Der am 10. Juli 1874 in Hanau am Main geborene Bildhauer Joseph Limburg war ursprünglich Goldschmied und hatte mancherlei Widerwärtigkeiten zu überwinden, bis es ihm gelang, sich den Weg zur bildnerischen Kunst zu bahnen. Der erste Schritt auf diesem Wege war sein im Jahre 1893 erfolgter Eintritt in die Werkstätte des bekannten Bildhauers Viktor Tilgner in Wien, der hier eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete und besonders hervorragende Porträtbüsten schuf. Nach dessen Tode kam Joseph Limburg nach Berlin auf die Hochschule für bildende Kunst. Im Mai 1900 erhielt er den großen Kompreis. In Rom begann er, sich vorwiegend der Darstellung von Porträtbüsten zu widmen, nachdem er vorher einige größere Gruppen, wie „Die Macht der Töne“ und „Junge Liebe“, sowie einen „Bogenschilder“ fertiggestellt hatte.

Joseph Limburg gehört zu den wenigen Künstlern, die Zutritt zu den päpstlichen Gemächern erlangt haben. Auf unserer Abbildung sehen wir ihn bei der Arbeit an einer Büste des Papstes Pius X., der beim Anblick derselben geäußert haben soll: „Wenn ich die Büste sehe, glaube ich, mich im Spiegel zu erblicken.“ In der Tat ist die Ähnlichkeit überraschend gut wiedergegeben und die schlichte Einfachheit des Heiligen Vaters kommt treffend zum Ausdruck.

Ist es hier die durch viele Züge aus seinem Leben bekannt gewordene unendliche Milde, die auf dem Antlitz des Papstes

ausgeprägt ist, so fesselt bei dem Antlitz des hochwürdigsten Weihbischofs Freiherrn Zorn von Bulach in Straßburg der Ausdruck der Entschiedenheit, welcher die scharfgeschnittenen Züge dieses Kirchenfürsten belebt. Diese Büste gilt als das beste Werk des Künstlers und als eine der hervorragendsten Leistungen der deutschen Porträtbildner der letzten Jahre. Das ganze vornehme Gesicht scheint erfüllt von regstem geistigen Leben, das sogar in den schlanken, feingeaderten Händen zur Geltung gelangt.

Von ganz anderer Seite stellt sich uns der Künstler in der Doppelbüste eines Geschwisterpaares dar. Beide Kinder zeigen einen vollständig verschiedenen Charakter. Während in den Zügen des Knaben ein Anflug männlichen Selbstbewußtseins liegt, fesselt bei dem sich an den Bruder anschmiegenden Mädchen der trefflich wiedergegebene Ausdruck kindlicher Unschuld und Schüchternheit.

Wie unsere Abbildungen zeigen, beschränkt sich Joseph Limburg nicht auf die Darstellung des Kopfes, sondern er gibt meistens die halbe Figur wieder, wobei er namentlich auf die so wichtige Modellierung der Hände große Sorgfalt verwendet. Erwähnenswert ist auch eine Statuette des preussischen Gesandten am päpstlichen Stuhl, Freiherrn von Rotenhan. Von dem talentvollen jungen Künstler, der noch ziemlich im Anfange seiner Laufbahn steht, dürfen wir nach seinen seitherigen Leistungen zu urteilen, jedenfalls noch hervorragende Kunstwerke erwarten.

## Christian, der Flößer.

Erzählung aus dem Schwarzwalde von Hans Brandek.  
(Nachdruck verboten.)

Die Wasser der Kinzig, deren breites Bett das liebliche Kinzigtal durchfurcht, ziehen von Hausach ab recht friedlich ihre Bahn. Nur wenn sie gezwungen sind, sich über ein



Joseph Limburg bei der Arbeit an einer Büste des Papstes Pius X. im Vatikan.

fenkurz ein Sonnenbad zu nehmen. An den Ufern zirpen die Grillen; von der Straße her tönt das Rollen eines Fuhrwerkes, und weit im Tale läßt sich der Pfiff des Bahnzuges vernehmen. Sonst liegt ringsum tiefe Stille.

Ja damals, als das Pfeifen und Pusten der Lokomotive noch ungekannte Laute im Kinzigtale waren, da ging's freilich lebhafter zu auf dem Wasser der Kinzig. Von Schiltach ab trug der breite Rücken des Flusses mächtige Flöße dem Rheine zu, und die Uferböschungen hallten wieder von den Kommandorufen und den Liedern der allzeit frohgemuten Flößerknechte, die in ihren faltigen Wasserstiefeln aufrecht und kraftvoll auf den schwimmenden Baumstämmen standen. Und heute? Die nunmehrige Jugend des Kinzigtales hat von dem Aussehen eines Floßes kaum mehr eine Ahnung. Denn von Schiltach ab besorgt nun die Eisenbahn den Holztransport, der früher den Flößern, einer eigenen Berufsklasse, ein abwechslungsreiches, aber auch gefährvolles Brot abgab. Zu Schiltach, wo sich der Kinzigbach durch den Zufluß des von Schramberg herkommenden Talwassers zum Fließchen erweitert, blühte die einträgliche Flößerzunft, deren Wiederherstellung von manchem zurückgesehnt wird.

Zwischen Haslach und Hausach bildet die Kirche der Gemeinde Weiler-Fischerbach einen prächtigen Anblick für den Wanderer. Ringsum gruppieren sich die Bauerngehöfte Weilers, indessen unten auf der Talsohle eine Gruppe niedriger Bauernhäuser hart neben dem Kinzigufer lagert: der Zinken Eschau. Ein kleines Bächlein sprudelt dem Flusse zu, die Fischerbach, deren be-

wohntes Tälchen sich bis zu den Stillhöfen hinzieht. — Nun sind's 38 Jahre her. Der Schienenstrang von Offenburg bis Hausach war gelegt, und die Inbetriebnahme der Bahnstrecke sollte baldigst erfolgen. Eben passierte ein mächtiges Floß den Bogen der Kinzig bei Eschau, und die munteren Floßknechte nekten von ihrer Holzinsel aus die Rotte der Streckenarbeiter, welche die letzten Arbeiten am Bahnkörper vornahmen. Der kraftvolle Flößer ist stolz auf seinen schweren Stand und verachtet gerne seine sonstig arbeitenden Mitmenschen; die Männer auf ihrem schwimmenden Boden blickten daher recht



Büste des Weibischofs Freiherrn Dr. Franz Jörn von Bulach in Straßburg (Elsas).

hochmütig hinauf nach den emsigen Arbeitern mit den schweren Eisenpickeln. Und doch unterlag der gewaltige Flößer dem gebückten Streckenarbeiter, denn heute ist dieser vollauf existenzberechtigt, jener aber — gehört der Vergangenheit an. Noch hatte die Flößerei den Todesstoß nicht empfangen zur Zeit, als diese kleine Erzählung spielt, aber die Waffe war geschliffen, und wenn auch die Floßknechte die herannahende Gefahr nicht ernstlich

nahmen und verachteten, die Herren zu Schiltach, die hinter den altväterlichen Schreibtischen den Abgang der riesigen Flöße registrierten, wußten sehr wohl um das nahe Ende der Flößerei.

Auf dem Kinzigdamm stand ein Knabe, nur mit Hemd und Hose bekleidet. Die Sonne schien heiß über den Urwald herüber, als das Floß herantrieb. Die flache Hand beschattend über die Augen gelegt, musterte der Bube die Männergestalten auf dem langen Kolosse. „Der Christian ist nit dabei, aber der Steinburekarle,“ murmelte er in der Sprachweise des mittleren Kinzigtales, legte dann die Hände hohl an den Mund und rief: „Flöö—her! Steinburekarle, kommt auch der Christian?“

Vom Floße aus ließ die Antwort so lange auf sich warten, bis die Angerufenen dem Standorte des Knaben recht nahe waren. Dann rief einer der Knechte: „Der Christian kommt. Es dauert

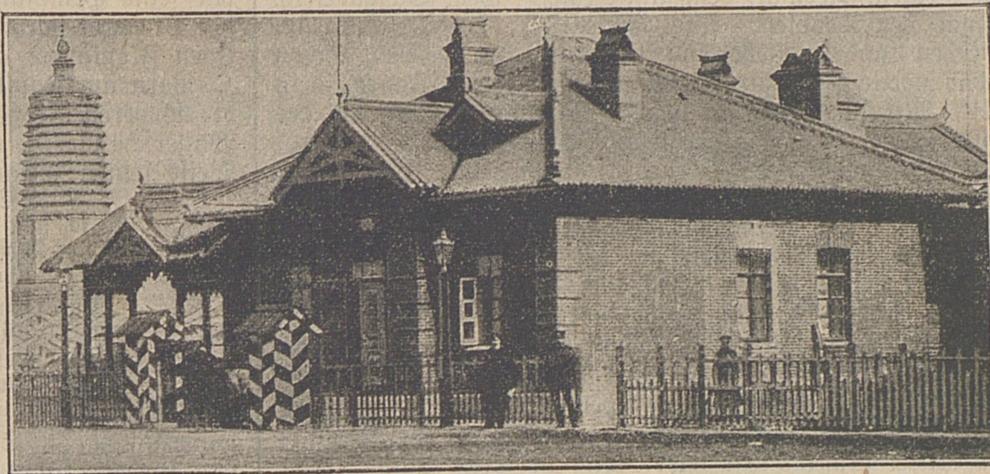
keine Viertelstunde mehr. Ist s'Quif' da?“

„Ja, ja, s'ist da! Gleich will ich's melden!“ Und leichtfüßig verschwindet der Rundschafter von der Böschungshöhe. Das Floß steuert weiter im munteren Wellenschlage der Kinzig seinem Ziele zu.



Doppelbüste eines Geschwisterpaares.

Raum fünf Minuten sind verstrichen. so belebt sich der Kinzigdamm bei Eschau wieder. Mehrere Personen, darunter Burschen, Mädchen und Kinder, nähern sich. An der Flußböschung, nahe des Fährkahn, setzt ein kräftiger Bursche seine Last, ein ansehnliches Bierfäßchen, nieder, und bald entströmt dem hölzernen Sahn ein schwarzes Bier, das von den Umstehenden mit Kennermiene gekostet wird. Unten bei Haslach steht direkt an der Kinzig die Wiege des Gebräus, die „Arche“ geheißen. Da braute dazumal der Niplefranz ein schweres Bier, und wenn der Südost sich an der Nase des Herrenberges brach und über das Städtchen hinstrich, konnte der scharfe, süßliche Malzgeruch, der all-diensttäglich die Gassen erfüllte, den hierdurstigen Haslachern die Heilsbotschaft künden, daß der Niplefranz im Schweiß seines Angesichts an einem neuen Sud herummedizierte. Heute, im Zeitalter des Dividendenbieres, ist der Kinzigfluß auch dieses



Das Hauptquartier des russischen Oberbefehlshabers Kuropatkin in Ostasien.

balb rechts, bald links in die Tiefe des Flusses und das Floß bäumt und windet sich wie ein sterbender Riesenvurm; nun passiert noch das letzte Glied den Bogen, noch eine kurze Anstrengung der beiden hintenstehenden Männer, dann ist für diesmal die Arbeit getan.

Vorn hat der Steuerer die Eisenspitze seiner Sperrstange in einen Stamm gestoßen, und begleitet von einem fröhlichen Aufschrei fliegt das Hütchen des Burschen zum Gruße der Harrenden in die Luft. Dann schießt die Stange wiederum nieder auf den Grund, „Floß Land!“ ruft der Vornmann, und langsam schiebt sich das gewaltige Holzband an das Ufer; noch muß es dort durch Weidenschlingen und Ketten befestigt werden; allein diese Arbeit überläßt der Steuerer den Genossen, schon ist er auf festem Grunde, ein beiderseitiger Namensruf, und eine junge, strahlende Maid wird von des Burschen bronzefarbenen Armen in die Höhe gehalten.

„Luis! schau, das Flößen ist mir's liebste nach Dir. Aber weil Du's haben willst, ist dies meine letzte Fahrt. Grüß Dich Gott auch, Mutter. Nun brauchst ja nimmer lang zu schelten, das Flößen hat ein End und damit 's Trinken auch. Aber heut wird's noch Mal gepackt! Tu' Bescheid, Luis!“

Der Bursche drückt sein ihm eben übergebenes volles Glas des dunklen schäumenden Masses dem Mädchen in die Rechte, und nach dem üblichen Bescheid neigt Luise die frischen Lippen. Christians Genossen haben inzwischen ebenfalls das Böschungsgehänge erstiegen und halten die gefüllten Gläser zum Flößerspruch bereit.

„Ihr Freunde, was seid Ihr?“ — „Flößer sind wir!“ scholl es auf Christians Frage in der Runde.

„Was liebt Ihr am meisten?“ — „Das Wasser, am Stiefel, das Liebchen am Mund und den Wein in der Kehle!“

„Das lob' ich mir! Ein Lump, wer mir schilt die Flößerei, zum guten Bescheid tut die Gläser herbei!“

„Gesundheit! Gesundheit, Luis!“ In drei Zügen hat der Christian das große Glas geleert. „Von der Arche? Ist



Feldbrieftaubenpost eines russischen Schützenbataillons.

Vorzugs beraubt, denn aus der „Arche“ ist die ehrwürdige Brauereieinrichtung längst verschwunden, und nichts mehr erinnert an die alte Zeit, da die Gäste noch Hochachtung hatten vor dem Malzkessel und der Kühlpfanne des Kleinbrauers.

„Sie kommen, sie kommen!“ ruft der Ausguck vorn am Bogen, wirft zum Gruße die Arme in die Luft und eilt flink dem Häuflein der Wartenden zu. Richtig, da hört man auch schon den Gesang der Floßknechte, die mit ihrem Gefährt in der Flußbiegung bald sichtbar werden. Jetzt freilich verstummt das Lied, denn der Brustkasten ist durch den Vollgebrauch der Muskelkraft anderweitig in Anspruch genommen, gilt es doch das riesige Holzband glücklich die Krümmung nehmen zu lassen. Das Vorderteil des Floßes, sechs durch gedrehte Birkenruten nebeneinander gehaltene Tannenstämmen von gewaltiger Stärke, ächzt und stöhnt in den Fesseln unter dem Drucke der Stromschnelle, aber auch unter der zielbewußten Steuerkraft des stämmigen Mannes mit den braunen Armen, dem sonnenverbrannten Gesichte und den blitzenden Augen. Einige kurze Kommandorufe schallen zu den Genossen zurück, die Stoßstangen saufen



Landung japanischer Truppen an der Liaotung-Halbinsel (unweit von Port Arthur).

ihm a'raten, diesmal, dem Niplefranz! Geh, Schwabefritz, versuch' den Tropfen. Wie schmeck't's? Siehst, auch im badischen Lande verstehen sie, Bier zu machen. Gelt?" Schon ist das zweite Glas zur Hälfte ausgetrunken. „Ja, ja, 's ist gut!“ Mit schnellem Blick hat der Christian die Mischzahl des Fasses gelesen, und sein gerötetes Gesicht glänzt.

Der braune Gerstensaft erquickt die durstigen Kehlen, und die Flößer verkünden laut das Lob des Brauers; selbst der Schwabefritz, der noch nicht lange in Schiltacher Diensten ist und früher drüben im Neckar gefloßt hat, wagt es nicht mehr, „'s Bierle aus Sindelfinga“ herauszustreichen, leert vielmehr jeweils das ihm gebotene Glas mit heldenhaften Zügen und wischt sich dann mit dem Daumenballen behaglich den Schaum aus dem gewaltigen Schnurrbart.

„Luis!“ sagte der Kaver aus dem St. Roman, des Christians Spezel, „siehst die Kiste auf dem Floß, wo der Christian sein' Mittel drauf g'legt hat? Das ist Dein Plätz'l. Der Christian will's nicht anders tun, Du mußt seine letzte Flößerfahrt mitmachen bis Steinach!“ — „Nein, nein! Zu was auch das? Ich bleib' daheim!“ — „Luis“, gehst mit!“ sagte der Christian und schlingt den Arm um das Mädchen.

„Laß!“ wehrt dieses. „Ich hab' so viel noch z'schaffen. Nächst' Woch' willst Du ein Weib mit ganzer Aussteuer, nit mit halber!“ — „In zwei Stunden bist Du ja wieder da! Tu' mir den G'fallen!“ — „Zu was auch, Christian?“ meint dessen Mutter. „S' Luis' soll nur bleiben!“

Aber der Schwabefritz legte sich ins Mittel. Er begründet im breitesten Schwäbisch, daß „e Flöezerschäble au mol g'flöezet“ sein muß. Lachend unterstützten die Burschen Gschhaus den Plan, und als der Christian sein Mädchen mit einem tiefen Blicke in die hellblauen Augen bittet, da schaut diese einmal zur zukünftigen Schwiegermutter hinüber, und wie dort die Liebe zum Sohne einen Meinungsumschwung aufbaut, bricht auch Luise's Widerstand; das „Meintwegen“ aus ihrem Munde stellt alle zufrieden.

Der Kaver mahnt zur Weiterfahrt. Die Brautleute haben mit der Mutter noch manches zu besprechen, der Hochzeit wegen, die in acht Tagen gefeiert werden soll. Einer der Gschauer Kameraden reicht nochmals die vollen Gläser herum, dann bringen die Flößer das noch halb gefüllte Fäßchen auf das Fahrzeug. So ist's Flößerbrauch im Kinzigtale; ist das Fäßchen leer, so hat der Knecht, der die letzte Fahrt macht, für weiteren Stoff zu sorgen. In Steinach schon, dann weiter unten in Biberach, Gengenbach, Offenburg, dampfen einladend die Schornsteine der Brauereien. Die Luise steckt auf Christians Gut einen bunten Zeugblumenstrauß, den sie aus ein paar alten „Rekrutenbuschen“ zusammengewunden hat, daß all die Dörfler und Städter an den Ufern der Kinzig sehen sollten, der Christian steuere zum letzten Male dem Rheine zu.

Schon ist das Floß unten von seinen Landfesseln befreit; ganz hinten haben die Knechte ihre Stoßstangen in den Grund gehohrt, um den schwimmenden Koloz am Ufer zu halten.

„Christian, mach' voran!“ schreit vom Floß her der Kaver und drückt aus Leibeskräften, denn die Riesenschlange unter seinen Füßen hat Bewegung bekommen, und ihr Kopfteil strebt der stärksten Strömung in der Flußmitte zu.

Der Christian hat noch einen kräftigen Schluck Bier im Glase, den er hastig verschwinden läßt.

„Trink nit so schnell,“ mahnt besorgt die Mutter, „und denk' an Dein' Vater!“

„Schon recht, Mutter! Komm, Luis!“ Die Hand des Mädchens haltend, eilt er mit diesem die Böschung hinab. Trotz des Kavers fast übermenschlicher Anstrengung will es ihm nicht gelingen, den Borderteil des Floßes recht nahe an das Ufer zu schaffen, denn hinten sind sie schon halb in der Strömung; das drückt, zwingt und stößt nach vornen. Die Mitte will sich nach dem anderen Ufer zu bäumen, und die beiden haben höchste Zeit, überzuspringen. Dem Mädchen ist aber doch die Entfernung zwischen dem festen Boden und dem ersten Floßbalken zu groß, es zögert; da faßt der starke Bursche sein Liebchen mit beiden Armen auf, läuft kurz an und drüben ist er mit seiner Last, und trotz des Wiegens und Schwankens des Floßes setzt er die Luise wohlbehalten auf die zu diesem Zwecke eigens mitgebrachte Kiste.

Unter dem Jubel der Burschen und Flößer und dem stillen Lächeln der Mutter faßt der Christian seine Stange und läßt sie zwischen Holz und Ufer niedersaufen, der Kaver

hat seine Hemmung aufgegeben. „Floß in Lauf!“ schreit der Steuerer vorn, da nimmt schon die Strömung den mächtigen Floßkörper auf ihren Rücken.

Vorn am Kopfteil des Floßes aber steht Luise's Schatz, die schweren Flößerstiefel umspielt von dem aufspritzenden Wasserschaum; die rauschenden Wellen begleiten in eintöniger Weise seinen Gesang:

„Mein Schätzle steht an des Ufers Rand,  
Ich sing' und schwinde den Hut!  
Der Floß mich trägt in ein fernes Land,  
V'hüt Gott Dich und bleib mir gut.  
Und komm' ich wieder ins Heimattal,  
Grüß Dich, mein Schatz, ich tausendmal,  
Den Floß in Lauf! Stoß, Bruder, zu!  
Laß's Briege sein, mein Mädle Du!“

Freilich, dieser Vers des alten Flößerliedes paßte nicht sonderlich in die Situation Christians; da stand zum ersten sein Liebchen nicht an des Ufers Rand, zum zweiten sollte das Floß den Säger nicht etwa bis Mannheim oder gar ins Holländische nach Rotterdam tragen, sondern nur bis Rehl, wo die Flöße mehrerer Holzschiffer vereinigt und unter anderer Führung den grünen Fluten des Rheines anvertraut werden sollen, und zum dritten dachte das „Mädle“ des Christian nicht im Geringsten ans Weinen, sondern lächelte so liebreizend, daß der Bursche die Stoßstange auf die Balken warf und sein Luisle feurig umarmte, bis der Kaver von seinem Plage aus vorstieß: „Laß auf, Christian! Der Floß stoßt sich!“ (Schluß folgt.)

### Kleine Rundschau.

20. Juli 1904.

Nach dem Vorbilde der elektrischen Zahnradbahn auf die Jungfrau hat der Ingenieur Ballot im Auftrage einer Gesellschaft von französischen Kapitalisten einen Plan für den Bau einer Bahn auf den Montblanc ausgearbeitet. In einer Länge von 17 600 Meter soll dieselbe die ungeheure Höhen-differenz von 3570 Meter überwinden. Als Ausgangspunkt ist die Ortschaft Les Houches im Chamoniatal gedacht; alle Haltestellen müßten aus dem festen Felsen gehauen werden und wären im Ganzen 10 000 Meter Tunnel zu bauen. Während die erste Station 2500 Meter hoch liegt, befindet sich die zweite mitten in Eis und Schnee in einer Höhe von 3843 Meter. Unter der Eisdecke soll dann die Bahn bis zum Kocher des Bosses emporsteigen, wo 4260 Meter hoch die dritte Haltestelle gedacht ist. Die Bahn endet bei den Petits Rochers Rouges in einer Seehöhe von 4560 Meter. Die ganze Fahrt würde eine Zeitdauer von nur zwei Stunden in Anspruch nehmen. Von der Endstation gelangt man zu Fuß oder im Schlitten innerhalb einer Stunde auf die höchste Kuppe des Montblanc, welche die Rochers Rouges nur um 250 Meter überragt. Die Schwierigkeiten, die mit dem Bau dieser Bergbahn verbunden, werden bei den Hilfsmitteln, mit welchen die heutige Technik arbeitet, nicht unüberwindlich sein.

Um eine schnelle und bequeme Verbindung zwischen Luzern und Interlaken zu schaffen, planen die schweizerischen Bundesbahnen den Bau eines neuen Riesentunnels durch den Brünig nach Interlaken zu. Die Zahnradbahn, die jetzt über den Brünig führt, kann im Winter nicht benutzt werden. Der Tunnel würde bei Giswyl beginnen, den Kaiserstuhl und Brünig durchqueren und unweit Brienz im Haslital münden. Im Anschluß daran würde dann später eine Bergbahn via Imhof-Guttanen ins obere Haslital gebaut und die Grimsel ebenfalls durchquert werden, so daß auf diesem Wege eine schnelle Verbindung nach Zermatt und ins obere Rhonetal entstehen würde.

Der Ingenieur Berlier, der Schöpfer der Pariser Stadtbahn, hat bekanntlich vor etwa zwei Jahren einen Plan veröffentlicht, der eine Eisenbahnverbindung zwischen dem europäischen und dem afrikanischen Festlande durch einen Tunnel bezweckte. Man war von dem Plane abgekommen, doch hält Berlier nach dem Abschluß des englisch-französischen Abkommens über Marokko die Gelegenheit, die Sache von neuem zu betreiben, für besonders günstig und macht der geplanten Tunnel zwischen Europa und Afrika in beteiligten Kreisen neuerdings viel von sich reden. Die spanische Regierung hat sich für das Unternehmen erklärt. Der Nachweis, daß der Tunnel zu einem Preise gebaut werden kann, der eine Rentierung gestatten würde, wurde seither noch nicht erbracht.

## Kaiser Franz Joseph bei der Grundsteinlegung des Allgemeinen Krankenhauses in Wien.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

In feierlicher Weise wurde in Wien am 21. Juni 1904 der Grundstein zu dem großen Werke des Neubaus des k. k. Allgemeinen Krankenhauses mit den Universitätskliniken und Instituten in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph gelegt. Der Schauplatz war der große Park hinter dem städtischen Versorgungshause, das nun der Demolierung anheimfällt. Die Neubauten sollen nach ihrer Fertigstellung, wie der Unterrichtsminister Dr. Ritter von Hartel in seiner Rede ausführte, eine Heilanstalt bilden, „die, mit allen Errungenschaften der Gegenwart ausgerüstet, dem Staate und der Stadt zum Segen und zur Ehre gereichen soll, eine Anstalt, die unsern leidenden Mitmenschen wirksamere Hilfe bieten wird, der Wissenschaft aber, die sich nunmehr hier frei entwickeln darf, eine neue dauernde Blüte verbürgt.“ Zum Schlusse dankte der Minister dem Kaiser für die diesem großen Werke gewidmete Fürsorge und bat denselben, den Grundstein für den Neubau legen zu wollen. Nach dem Minister sprach der Rektor der Wiener Universität, Hofrat Dr. v. Escherich, der auf die Bauten hinwies, welche seit dem Neubau der Wiener Universität im Jahre 1884 unter der Regierung des Kaisers für wissenschaftliche Zwecke ausgeführt wurden und welchen sich nun das neue Krankenhaus und die Kliniken würdig anschließen. Dann sprach noch Bürgermeister Dr. Queger dem Kaiser im Namen der Stadt Wien den Dank aus, daß er die Zustimmung zur Durchführung dieses Werkes erteilt habe. Der Kaiser erwiderte folgendes:

Mit aufrichtiger Freude bin ich zu der Feier erschienen, um für das hier zu erbauende neue Krankenhaus den Grundstein zu legen. Die bedeutenden Erfolge, welche in der Heilkunde durch die unermüden Forschungen der letzten Generationen erzielt wurden, erheischen die Errichtung dieser neuen Anstalt, welche der leidenden Menschheit die Errungenschaften der Wissenschaft in vollem Maße nutzbar machen, der Wissenschaft und Lehre aber, an der Wiener medizinischen Fakultät seit altersher in rühmlichster Weise gepflegt, Raum für die freieste Entfaltung gewähren soll. Zudem ich das einträchtige Zusammenwirken aller Faktoren, durch welches dieses große Unternehmen vorbereitet wurde, dankend anerkenne, gebe ich dem Wunsche Ausdruck, daß diese Heil- und Unterrichtsstätte einer baldigen Vollendung entgegengehen und ihrem edlen Zwecke vollkommen entsprechen möge.

Auf die Rede des Kaisers folgte die Verlesung der Bauurkunde, welche die Geschichte des alten Krankenhauses und die Baugeschichte des neuen Hauses enthält. Nachdem Weihbischof Dr. Schneider den Grundstein geweiht hatte, während welcher Zeremonie der Wiener akademische Gesangsverein eine Hymne vortrug, wurde dieser an seinen Bestimmungsort getragen. Der Kaiser vollführte mit einem ihm Kaiser Franz Joseph bei der Grundsteinlegung gereichten Hammer die drei Hammerschläge; seinem des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Die Gattin des Gefandten ist eine Berlinerin, und dessen Tochter hat einen höheren Offizier der deutschen Armee geheiratet.

## Wilhelm Jordan †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Am 25. Juni 1904 starb zu Frankfurt am Main der Dichter Wilhelm Jordan im hohen Alter von 85 Jahren. Geboren am 8. Februar 1819 zu Jüterburg in Ostpreußen als Sohn eines protestantischen Pfarrers, erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung auf den Gymnasien zu Gumbinnen und Tilsit. Vom Studium der Theologie ging er zum Studium der Philosophie und Naturwissenschaften über und besuchte die Universitäten Königsberg und Berlin. Nach Beendigung seiner Studien lebte er einige Zeit in Leipzig, wurde jedoch infolge politischer Preßvergehen aus Sachsen ausgewiesen und siedelte im Jahre 1846 nach Bremen über, wo er sich vollständig der Schriftstellerei widmete. In Freienwalde im Jahre 1848 zum Abgeordneten des deutschen Parlamentes gewählt, gehörte er in Frankfurt anfangs zur Linken, dann, wegen seiner entscheidenden Rede in der Posener Frage von ihr angefeindet, zur Mittelpartei der Kaiserlichen. In der Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel wurde er zum Ministerialrat ernannt. Nach Auflösung der ersten deutschen Flotte nahm Jordan seinen Abschied. Er behielt seinen Wohnsitz in Frankfurt am Main und gab sich hier bis zu seinem Tode schriftstellerischen Arbeiten hin. In weitesten Kreisen wurde er vornehmlich zuerst durch seine Neudichtung der Nibelungen bekannt, welches Werk ihn zu den hervorragendsten Meistern der Form- und Verskunst erhob und seinen Ruf für immer begründete. Jenen gegenüber, welche die alten deutschen Volkssagen verachteten, wies er stets darauf hin, daß „an Sinnigkeit, Farbenfülle und plastischer Anschaulichkeit diese Göttersagen unserer Vorfahren von

feinen andern übertroffen, ja nur erreicht werden“. Der Dichter bereiste Deutschland, Oesterreich, Rußland, England und selbst Amerika, wo er mit großem Erfolge seine Dichtungen vortrug.

Die hauptsächlichsten derselben sind: Die Nibelungen (Sigfridsage und Hildebrands Heimkehr), Strophen und Stäbe (Gedichte), Epische Briefe, Die Sebaldis (Roman), Zwei Wiegen (Roman). Auch auf dem Gebiet des Dramatischen hat sich Jordan ausgezeichnet. Wir nennen hier die Lustspiele „Sein Zwillingbruder“, „Tausch enttäuscht“ und das noch immer gern gelesene anmutige Verslustspiel „Durchs Ohr“. Außerdem lieferte er vorzügliche Uebersetzungen von Homers „Ilias“ und „Odyssee“, der Tragödien des Sophokles und von Shakespeares Dramen.

Wilhelm Jordan hatte im vorigen Jahr einen Schlaganfall erlitten und mußte seitdem, weil gelähmt, im Rollstuhl gefahren werden. Die Haupttrauerfeier um den Hingeshiedenen fand am 29. Juni zu Frankfurt in der St. Paulskirche statt, in deren Räumen er einst als Mitglied des Parlaments an den Beratungen desselben teilgenommen hatte. Große Ehrungen wurden dem Dichter erwiesen, dessen sterbliche Hülle auf dem Frankfurter Friedhofe in Gegenwart eines zahllosen Trauergefolges der Erde übergeben wurde.



Wilhelm Jordan †.

## Dr. Alfred von Claparède.

Der neue schweizerische Gesandte in Berlin.

(Mit Abbildung.)

(Nachdruck verboten.)

Der am 13. Juni 1904 als Nachfolger Dr. Roth's zum bevollmächtigten Minister der schweizerischen Eidgenossenschaft beim deutschen Reich ernannte Dr. Alfred von Claparède wurde 1842 in Genf geboren, steht also jetzt im 62. Lebensjahre. Nachdem er in Genf, Bonn und Berlin die Rechte studiert und 1866 in Berlin promoviert hatte, ward er 1872 zum Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Berlin, 1873 zum Legationsrat dafelbst ernannt. Claparède ist demnach in Berlin ein alter Bekannter und erfreut sich dafelbst mancher Verbindungen. Die deutsche Sprache und die deutsche Literatur beherrscht er von Grund aus. Die Gattin des Gefandten ist eine Berlinerin, und dessen Tochter hat einen höheren Offizier der deutschen Armee geheiratet.

Als Oberst Frey demissionierte, wurde Claparède am 18. April 1888 zum Gesandten in Washington gewählt, am 24. November 1893 kam Claparède als Nachfolger von Nepli nach Wien, woselbst er bis jetzt die Schweiz trefflich vertrat. Außerdem leitete er das schweizerische Generalkonsulat für Ober- und Niederösterreich, die österreichischen Alpenländer, Galizien und die Bukowina. In den amtlichen Kreisen, im diplomatischen Corps und in der Gesellschaft Wiens sah man vor Claparède mit Bedauern scheiden, denn er erfreute sich der allgemeinen Hochachtung. Seinen Landsleuten widmete er eine warmherzige, humanitäre Fürsorge und Teilnahme.

Die bisherigen diplomatischen Erfolge des neuen Gesandten wie auch seine vielfachen persönlichen Beziehungen zu den maßgebenden Berliner Kreisen lassen erwarten, daß er das ihm nunmehr übertragene Vermittleramt zwischen der deutschen Reichs- und der schweizerischen Bundesregierung zum Segen und Gedeihen beider Länder verwalten werde.



Dr. Alfred von Claparède.  
Der neue schweizerische Gesandte in Berlin.

# Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

### Sinngedicht.

Ach, wie schleichst Du dahin,  
So gebückt und so gedrückt,  
Ach, wie bist im Innern Du  
So verwundet und geknickt,  
Ja, Du armes Menschenkind,  
Wie schleichst Du dahin den Weg,  
Als ob Dir die ganze Welt  
Schwer auf Deinem Herzen läg!  
(Aus Sursum corda von J. Sol.)

[Vom Narzissenfest in Montreux.] (Mit Abbildung.)  
Nach zweijähriger Unterbrechung wurde in dem berühmten schweizerischen Kurorte Montreux am oberen Genfersee das Narzissenfest (das siebte) am 28. und 29. Mai 1904 in besonders glänzender Weise gefeiert. Um den Aufführungen einen mehr literarischen und zugleich nationalen Charakter zu verleihen, hatte der Schriftsteller G. Wettler eine lokale Legende: der tropfende Stein, dramatisiert, die an beiden Tagen zur Darstellung gelangte. Die Musik zu dem mit den üblichen Kinderballetts in Blumenkostümen durchgezogenen Festspiel hatte der Dirigent des Genfer Kurorchesters Solo-Bonnet komponiert. Die Bundesbahnen- und Schiffe veranstalteten die üblichen Extrafahrten und brachten Scharen von Einheimischen und Fremden nach dem weltbekannten Kurorte, wo dieses Fest zu Ehren der dort wild wachsenden Narzisse gefeiert wird. Alle Straßen und Häuser waren mit Fahnen und Narzissengewinden geschmückt. An beiden Tagen fand nach den Aufführungen die herkömmliche Blumen- und Konfettischlacht mit ihrem lebhaft bewegten, fröhlichen Treiben statt. In dem Corso, der sich zunächst auf dem Festplatze vor den Tribünen entwickelte, dann aber auch die Straßen durchzog, fehlten weder die „aktuellen“ Russen und Japaner, noch der Nationalheld Tell mit dem kleinen Walter; allerliebste waren die Blumenwagen mit den lachenden Kindergepäckern. Eine Neuheit und Spezialität des zweiten Tages war ein Zug der Automobile. An beiden Tagen gab es Preisverteilung im Kurpaal und ein brillantes Feuerwerk auf den Höhen.



Vom Narzissenfest in Montreux am Genfersee: Der Blumenmarkt.

[Wie eine Geschichte wachsen kann.] „Hat Ihnen Braun schon mal erzählt, wie er ohne Führer, nur mit seinem kleinen Reffen, halb auf den Mont Blanc hinaufgestiegen ist?“ — „Wie lange Zeit ist vergangen, seit er Ihnen das erzählt hat?“ — war die ausweichende Antwort. — „Im vergangenen Oktober, gerade als er wieder nach Hause kam, hörte ich es von ihm.“ — „Na, in den fünf Monaten seitdem ist er ganz hinaufgeklettert, hat einem ohnmächtigen Führer Hilfe geleistet, auf dem Gipfel einen Schneesturm durchgemacht, auf dem Rückwege zwei erstarbte Touristen aufgesammelt und die ganze Gesellschaft bis ins Tal geführt, wo eine Anzahl verzweifelter Angehöriger wartete.“

[Der Heiratsantrag.] „Mutter, Herr von Stern hat mir einen Heiratsantrag gemacht, und ich habe ihn angenommen.“ — „Oh, Du gottloses, undankbares Kind! Hast Du ganz vergessen, was wir alles für Dich getan haben? Herr von Stern besitzt keinen Heller, so lange sein Vater und Großvater leben.“ — „Ich meine ja Herrn von Stern, den Großvater.“ — „Oh, dann meine herzlichsten Glückwünsche, mein liebes, liebes Kind.“

[Stoßseufzer.] „Meine Hausnummer ist 17, meine Handschuhnummer 7, mein Rad hat Nummer 1216, meine Uhr 3418, meine Brille Nummer 12, mein Telephon 843, meine Sperrziffernummer 184! ... Und das soll man Alles im Kopfe behalten!“

[Einsach.] „... Bedauere sehr, gnädiges Fräulein, den Stoff kann ich nicht mehr umtauschen!“ — „Er gefällt aber meinem Bräutigam nicht!“ — „Nun, dann tauschen Sie doch den Bräutigam um!“

[Einzige Gelegenheit.] Sie (zu ihrem Mann beim Erwachen): „Aber heute Nacht hast Du wieder viel im Schlaf gesprochen!“ — Er: „Ich muß ja wohl bei Nacht sprechen — bei Tag komm' ich ja doch nicht zum Wort!“

[Kathederblicke.] „... Sie wissen ja, meine Herren, daß dem Alcibiades die umgestürzten Hermesäulen in die Schuhe geschoben wurden!“

Warme und kalte Füße sind häufig die Ursachen von Katarhen aller Art; ja selbst ernsthafte Erkrankungen sind häufig darauf zurückzuführen. Nicht immer kann man sich gegen das Durchdringen der Feuchtigkeit schützen, und es ist in solchen Fällen notwendig, für baldigen Wechsel der feuchten Sachen Sorge zu tragen; denn nicht eher werden die Füße sich erwärmen, als bis die Kleidung trocken ist. Selbstredend ist es aber besser, die Kleidung zu wechseln, statt sie auf dem Leibe trocknen zu lassen.

[Spinat.] Der nötige Spinat wird gut verlesen, drei- bis viermal gewaschen, in stark siedendem Salzwasser in 10 Minuten weich gekocht, in den Durchschlag gegeben, mit kaltem Wasser ausgekühlt, gut ausgedrückt und fein gewiegt. Hierauf läßt man in einer Kasserolle ein gutes Stück Butter zergehen, gibt den Spinat hinein, überkocht ihn mit einem kleinen Löffel Mehl, schmeckt nach Salz und Pfeffer ab und kocht das Gemüse unter Hinzufügen von etwas Fleischbrühe oder Milch unter beständigem Umrühren gut durch. Vor dem Anrichten verbessert man noch mit einigen Tropfen Magg's Würze.

[Waschen von Fleisch und Gemüse.] Fleisch und Gemüse vor dem Kochen längere Zeit in Wasser zu legen, ist ein ganz verkehrtes Verfahren, das nur dazu beiträgt, die Nahrungsmittel zu verschlechtern. Das Wasser besitzt nämlich in weit höherem Maße, als man gewöhnlich annimmt, die Kraft, diese Stoffe auszulaugen, und sind es gerade deren feinste Bestandteile, welche immer zuerst ausgezogen werden. Je mehr ein Brunnenwasser Salze enthält — und es gibt kaum eines, welches davon frei wäre — um so größer ist seine Einwirkung. Der mehr oder minder große Salzgehalt, den fast alle Brunnenwasser besitzen, trägt auch dazu bei, die Tier- und Pflanzenfaser hart zu machen. Man sollte deshalb Pflanzen und Fleisch nie länger im Wasser liegen lassen, als gerade notwendig ist, um sie zu reinigen. Manche Hausfrauen wissen ja auch aus Erfahrung, daß Spargel, Salat, Wirjing u. s. w. an Härtheit und Geschmack verlieren, wenn sie vor der Zubereitung mehr, als unumgänglich notwendig ist, mit Wasser behandelt werden.

[Brot vor Schimmel zu schützen.] Wenn die Brote aus dem Ofen kommen, so tut man sie in einen noch mit Mehl bestäubten Sack in der Weise, daß sie mit der oberen Munde aufeinander zu liegen kommen. Hierauf bindet man den Sack zu und hängt ihn an einem luftigen Ort frei auf. Braucht man das Brot, so nimmt man es einen Tag früher heraus, benetzt es ein wenig mit einer in Wasser getauerten Bürste und legt es in den Keller. Dieses Verfahren sichert das Brot mehrere Wochen lang vor allem Schimmel.

[Verpackung der Eier in Salz.] Man streut eine Schicht feines, trockenes Salz auf den Boden des Behälters, in welchem die Eier aufbewahrt werden sollen, legt darauf eine Schicht Eier und dann auf diese wieder Salz, so daß alle Zwischenräume gut damit ausgefüllt werden und die ganze Schicht mit Salz überdeckt wird. Dann folgt wieder eine Schicht Eier, und so fort, bis der Behälter voll ist. Diese Methode ist sehr gut und sicher, verlangt aber einen trockenen Aufbewahrungsort, denn wird das Salz feucht, dann werden die Eier ungenießbar. Auch ohnehin nimmt

das Eiweiß ein wenig Salzgeschmack an, indessen keineswegs in einem unangenehmen Grade.

[Ledersachen und Stiefel,] welche an feuchten Plätzen aufbewahrt und dadurch schimmelig wurden, bürstet man trocken ab und reibt sie dann mit Terpentinöl ein; auf diese Weise behandelt, bleibt das Leder geschmeidig und nimmt keinen weiteren Schaden.

### Zahlenquadraträtsel.

- 1 2 3 4 Deutsche Festung,
- 2 5 6 2 hohes Gut,
- 3 6 2 7 Eigenchaftswort,
- 4 2 7 9 Gott.

### Einschaltungsrätsel.

Mat, Lid, eben, Leer, Leitung, Seine.  
Durch Hinzufügen eines Buchstabens ist jedes der vorstehenden Wörter in ein anderes zu verwandeln. Die eingeschalteten Buchstaben nennen eine Jahreszeit. Paul Niechoff.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

### Aus voriger Nummer.

- Auflösung der Sach-Aufgabe:  
Weiß. Schwarz.  
1. S. e 5 — f 3 f . . . . . 1. K d 4 nimmt e 4.  
2. T. c 6 — d 6 . . . . . 2. Vettebig.  
3. T. d 6 — d 4 setzt matt.

- Auflösung der Ergänzungsaufgabe:  
S a g e n  
A r m  
M a i  
N i a  
E m m  
D o m  
S i m  
U t e  
D e f a n  
F r i e s e n  
„Graf Moltke.“

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (G. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.